

(Nachdruck verboten.)

## 1) Der Flurschütz.

Roman von Alfred Vock.

I.

Der Pfarrer ergriff die Schaufel, warf langsam mit abgemessener Bewegung dreimal Erde auf den Sarg und sprach: „Von Erde bist Du gekommen, zur Erde sollst Du wieder werden, Jesus Christus, unser Erlöser, wird Dich aufwecken am jüngsten Tag.“

Darauf wandte er sich der Trauerversammlung zu.

„Lasset uns beten!“

Die Männer nahmen die Mützen ab, die Frauen falteten die Hände.

„Wir danken Dir, Herr Jesu Christ, daß Du unser Gebet und Flehen nicht verachtet, sondern gnädiglich erhört hast. Du hast unsre Schwester aus der Angst gerissen und in die ewige Ruhe eingeführt. Ach, lieber Heiland, wir sprechen mit Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Wollest uns Deines heiligen Geistes Gnade verleihen, daß wir uns in dieser Stunde erinnern, wie bald es um einen Menschen geschehen sei, und daß, wie es heute um unsre Schwester gewesen, es morgen an uns sein kann, damit wir in steter und immerwährender christlicher Bereitschaft gefunden werden, Dir, wenn das Stündlein kommt, durch das finstere Thal des Todes mit Freunden zu folgen in Dein Reich, der Du samt dem Vater und dem heiligen Geiste lebst und regierst in Ewigkeit. Amen.“

Nun hoben die Sänger an:

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!  
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,  
Ach wie geschwinde und behende  
Kam kommen meine Todesnot!  
Mein Gott, ich bit' durch Christi Blut,  
Mach's nur mit meinem Ende gut.“

Der Gesang verhallte. Der Geistliche breitete die Hände aus.

„Der Herr segne und behüte Euch, der Herr lasse sein Angesicht über Euch leuchten und sei Euch gnädig, der Herr hebe sein Angesicht über Euch und gebe Euch Frieden. Amen.“

Die Feierlichkeit war beendet. Ein eiskalter Wind fuhr über den hochgelegenen Gottesacker. Rasch zerstreuten sich die Leidtragenden. Die langen Schleier der thalab schreitenden Frauenleute flatterten wie Fahnen hinter ihnen her. Der Flurschütz und sein Sohn waren die letzten, die den Friedhof verließen. An der Umfassungsmauer blieben sie stehen. Zu ihren Füßen lag im Glanz der mittäglichen Sonne das stattliche Dorf; wie die Nücklein um die Dörner drängten sich die Häuser um die Kirche zu Haus. In den Gärten und auf den Aedern glitzerte der erste Schnee. Der Wald, der die Gemarkung auf der Nordseite begrenzte, verlief in ein welliges Hüggelland. Gen Süden that sich ein weites Wiesenthal auf, inmitten strömte ein klarer Bach. Am äußersten Horizont erblickte man die Türme und Häuser der Stadt.

Der Flurschütz, der sich während der Beerdigung seiner Frau tapfer gehalten hatte, wurde mit einem Male weich. Heiß tropfte es von seinen Wimpern.

„Gut, Jakob,“ jagte er, auf ein Feldstück deutend, das sich am Saum des Gemeindewaldes hinzog, „das sein vierzehn Tag, daß ich mit Deiner Mutter da drunten auf dem Wolfsacker gestanden hab'. Der Justus Hobach hatt' den Grenzstein verrückt. Das hab' ich ihr selbignal gewiesen. Die Sach' kommt eh vor die Strafkammer. Da war die Mutter redsprächig und hat an kein' Kranket und kein' Tod gedacht.“

Er zog das Schnupf Tuch hervor und schneuzte sich.

„Und wie Ihr heimkommen seid?“ fragte Jakob.

„Da thut sie ihren Sonntagsstaat ab und kommt in die Stub' und sagt: Daniel, ich hab' so das Reitzen im Kopf. Ich war gar nicht sorglich und jag': leg' dich ein wint, das vergeht. No, da leg' sie sich. Es dauert keine Stund', da ist sie rügerot im Gesicht und redt' ganz irr. Eh schied' ich zum Schröpfheurnich. Der schröpft und schröpft, aber es hat nix gebatt'.“

„Glaub's schon,“ jagt Jakob.

„Der Doktor war außerhalb. 's ging auf Zehn. Ehnder frag' ich ihn nicht ins Haus. Eh hat er die Mutter behorcht und belklofft. Und nimmt mich alleins und spricht: Hirnentzündung.“

„Ja, Vater, no hätt'st Du mir noch schreiben müssen.“

„Lieber Gott, bis nach Düsseldorf ist weit. Und wer konnt' dann denken, daß das so schnell ging.“

„Ist's dann wahr, Vater, was die Schmidte Eller gesagt hat?“

„Was dann?“

„Ei, wie die Mutter bei sich war, hätt' sie nach mir gerufen.“

„Ja freilich. Das war am Mittwoch. Die Gritt un ich, wir haben sie selbzeit gehalten. Sie wollt' parku aus dem Bett. Und nächts war ein Gedrenf' und ein Gestöhn'. Mein Lebtag den' ich dran. Und man konnt' ihr nicht helfen. Auf einmal fährt sie in die Höh' und guckt verstaunt um sich. Wo ist der Jakob? fragt sie ganz klar. Und rufst: Jakob, Jakob! Und fällt zurück und ist hin.“

Dem Vurschen liefen die Thränen über die Backen.

„Daß ich sie nicht mehr lebzig getroffen hab', das geht mir doch nah.“

„Komm,“ sagte der Flurschütz, „'s macht kalt hier oben.“

Sie gingen langsam den scharf abfallenden Gang herunter. Der Flurschütz überragte seinen Sohn um Haupteslänge. Er konnte als Typus des oberhessischen Bauern gelten. Er war von hoher, kräftiger Gestalt, hatte ein offenes Gesicht und hellblaue Augen. Sein volles, blondes Haar war leicht gekräuselt. Im Gegensatz zu seinem Vater war Jakob zart gebaut, hatte einen schwarzen Krollkopf und dunkle, schwermütige Augen. Er schlug der Mutter nach, deren Familie vom Oberrhein stammte.

Schwarz wie 'n Polack, hatte einstmals die Hebamme gesagt, als sie dem Flurschützen den eben zur Welt gekommenen Bublen hinstellte. Dieser unterschied sich heranwachsend nicht nur äußerlich von der flachshaarigen Dorfsjugend, er war ein kurioser Knibbes, der einzling im Haus sein Wesen trieb und Wände und Tische mit allerlei Figuren bemalte. Als er konfirmiert war, that ihn sein Vater zum Weißbinder Möhl in die Stadt. Hier zeigte er sich so anstellig, daß der Meister seine Freude an ihn hatte und ihn nach beendeter Lehrzeit als Gesellen behielt. Ja, eines Tages machte der Meister sich auf zum Flurschützen nach Eschenrod. Daniel, sagte er, in Deinem Bub steckt was. Das soll man nicht verklimmern lassen. Wann er seine Militärache hinter sich hat, mußt Du ihn auf die Kunstgewerbeschul' nach Düsseldorf schicken. Das kost' Dich viel Moos. Aber Du mußt's an den Bub hängen. Und ich leg' mein' Teil zu. Der Flurschütz hatte sich nicht gekränkt. Der Jakob diente seine Militärzeit ab und zog nach Düsseldorf. Dort war er seit Jahresfrist. Die Botschaft vom jähen Tode der Mutter hatte ihn so spät erreicht, daß er mit knapper Not noch zur Beerdigung gekommen war.

Vater und Sohn schritten die menschenleere Dorfstraße entlang. Es war Sonntag. Aus den Stallungen drang das Brüllen des Hinddiehs und das Blöken der Schafe. Sie und da tauchte hinter den Fensterscheiben das welke Gesicht eines alten Mütterchens auf. Die jüngeren Leute waren in den Wirtschaftshäusern beisammen.

Der Kirche gegenüber lag das hellgestrichene, zweistöckige Haus des Flurschützen. Auf dem Donbalken über der Eingangstür stand der Spruch:

Sieh vor dich und sieh hinter dich,  
Die Welt ist gar zu wunderbar.

In der geräumigen, höchst einfach möblierten Stube des Erdgeschosses hatten sich die Männer und Frauen aus dem Verwandten- und Freundeskreise zum Leid versammelt. Als der Flurschütz und sein Sohn eintraten, verstummte die Unterhaltung. Schweigend ließ man sich an ungedecktem Tische nieder. Die Bauern, durchweg hartlos, nahmen sich in ihren blauen Kirchenröcken gar statlich aus. Die Frauen trugen schön gestickte Mützchen, die wie Schwabenmeister auf hochgestecktem Haarzopf saßen. Ihr Oberleib war in ein Nieder von dunkelblauem Stoff gepreßt. Die kurzen, reich besetzten Ärmel waren über dem Ellenbogen umgeschlagen. Den Hals zierte die Krellschürze. Von den Hüften herab fielen kurze,

nur bis zu den Knien reichende Röcke, der oberste war von schwarzem Beidergewand. Die Zahl der Röcke galt als Maßstab der Wohlhabenheit. Reich verzierete, baumwollene Strümpfe und Klöschuhe mit hohen Absätzen vollendeten die alte volkstümliche Tracht. —

Die Schnappersgritt, eine zahnlose Sechzigerin, die die Wartung im Hause des Flurschützen übernommen hatte, trug eine riesige Kanne Kaffee und zwei mächtige Blechluchen auf. Ohne daß ein Wort gesprochen wurde, schlürfte man den heißen Trank und ließ sich das ledere Gebäck dazu schmecken. Erst nachdem die Kaffeekanne geleert und die Kuchen bis aufs letzte Krümchen verzehrt waren, sprach der Ortsdiener, ein ältlicher Mann mit großer Habichtsnase und buschigen Brauen:

„Ja, Daniel, so ist's. Ich weiß noch recht gut, wie Euch der Pfarrer zusammengethan hat.“

„Und was hat's auf der Hochzeit für pure Krut und Schweinefleisch gegeben,“ schmunzelte der Katenhannes.

„Ja, 's ist ein Herzgespann, hinter so 'ner Frau ihrer Leiche herzugehn,“ sagte die Sägmüllerin leidmütig. „Sie hat auch für die armen Leut' was übrig gehabt.“

„Und wie!“ bestätigte der Bettelkaspar, „da konnt' anseheins kommen bei Tag und bei Nacht.“

„Das Gebührlige hat in ihr gesteckt,“ sagte der Balthasar Rödel, ein Vetter des Flurschützen. „Wari, wann war's dann? Ja den ersten Advent. Da sein ich ihr drunten am Wittgebörn begegnet. Und da trug sie in der Schürz' Nupstern und Speckstückchen auf die Futterplätz'. Demacher hatt' sie so ihr' Freud' dran, wann die Meisen kamen und die Baumläufer.“

„Wer gegen das Menschenvöll weichmütig ist, ist's auch gegen das Vieh,“ gab die Ortsdienerin ihre Meinung kund.

„Gell, Sonntag hat sie sich gelegt?“ fragte die Sägmüllerin.

„Zawohl,“ versetzte der Flurschütz.

„Man sagt als, wann sich eins den Sonntag legt, steht's nicht mehr auf.“

Der Witmann schüttelte den Kopf. „Ich geb' nix dadrauf.“

„Sag' das nicht,“ that der Bettelkaspar Aug, „es heißt auch, wann ein Baum im Jahr zweimal blüht, stirbt eins aus dem Haus. No und diesen Herbst Dein Quetschenbäumchen? Das trifft doch zu.“

„Ich geb' nix dadrauf,“ wiederholte der Flurschütz ärgerlich.

„Ich mein' als,“ mischte sich die Schnappersgritt ins Gespräch, „die Marie hält' sich die vorvorige Bod' bei der Wäjsch' zuviel gethan. Da hat sie während in der Näss' gestanden und 's war ihr schon hundscheleht.“

„Was hilft das Klabern hinterher?“ sagte der Ortsdiener und schielte nach der offenen Küche, woher ihm ein angenehmer Duft in die Nase stieg.

Der Katenhannes, der ein großer Schlemmer war, sprach halblaut vor sich hin:

„Wedsupp, Fleisch und Hirsebrei  
Eßt mer un trinkt Bier dabei.“

Die Gritt verstand die Anspielung, humpelte in die Küche und richtete gleich darauf Wedsuppe, Rindfleisch und Hirsebrei an. Der Flurschütz selber schaffte das Bier herbei. Mit gutem Appetit machte man sich über das Essen her, und das Lagerbier, das man in langen Zügen trank, ließ die Trauerstimmung bald verschwinden. Als abgeessen war, rühten die Männer zusammen und zündeten die Pfeifen an. Die Frauen suchten die Bank am warmen Kachelofen auf. Von der Verstorbenen wurde nichts mehr gesprochen.

Der Balthasar Rödel erzählte, er wolle am andern Tage schlachten. Jetzt im Winter war die rechte Zeit dazu. Selten, daß einem Bauer auf der Tenne noch etwas zu dreschen verblieben war. Die Feldarbeit ruhte, höchstens fuhr man den Dung hinaus. Man sprach von der Herbstsaat und von dem Schaden, den die Mäuse angerichtet hatten. Endlich brachte der Ortsdiener die Rede auf den Grenzstreit zwischen den Eschenrödern und Weizenbörnern, der kürzlich auf sonderbare Weise zum Austrag gekommen war. Nachdem die Parteien jahrelang eine Masse Geld verprozeßiert hatten, beschloßen sie, ohne Gericht und Advokaten einen Vergleich zu schließen. Zu dem Behuf wurden aus Eschenrod und Weizenborn je fünf Schiedsmänner bestellt. Der Sägmüller und der Balthasar Rödel waren auch dabei. Im Adler zu Weizenborn sollte die Sache geschlichtet werden. Die Weizenbörner waren zuckersüß und wußten den Eschenrödern nicht genug Ehre an-

zutun. Was nutzt das Gezänk? sprachen sie hehlings, trinkt erst, ihr Leut', trinkt. Die Eschenröder, der Sägmüller und der Balthasar Rödel voran, ließen sich das nicht zweimal sagen und tranken, bis sie sternvoll waren. Jetzt zogen die schlauen Weizenbörner ein Schriftstück heraus. Das sollten die Schiedsmänner von Eschenrod unterschreiben. Und sie gingen auf den Leim, der Sägmüller und der Balthasar voran. Andern Tages wurde es kund: sie hatten die strittige Gewann den Weizenbörnern zugesprochen. Die Eschenröder waren fuchstufenfelmild und fielen über ihre Schiedsmänner her. Aber geschehen war geschehen. Schließlich betrachtete man den Fall von der humoristischen Seite und begnügte sich damit, die Schiedsmänner zu verböhschen und zu verspotten. Das geschah auch jetzt wieder bei dem Leichen-schmaus; ja der Katenhannes entlödete sich nicht, mit seinem Bierdaß zu brummen:

„So Schiedsleut' wie von Eschenrod  
Hat nie kein Mensch getroffen,  
Die schlachten nicht, wann sie nüchtern sind,  
Die schlachten nur besoffen.“

Der Sägmüller und der Balthasar Rödel waren wütend und tranken in ihrem Zorn mehr als sie vertragen konnten. Es währte nicht lange, so erhob sich ein Spektakel, wie er im Wirtshaus gang und gäbe war. —

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Am Abend nach Beendigung der ersten Lesung des Zolltarifs begaben sich die Minister in den Bundesratsaal, um die Sachlage zu beraten. Die Verhandlung nahm den folgenden Verlauf:

Graf Bülow (würdig): Meine Herren! Ich eröffne die Sitzung mit dem hohen Dichterwort: Ach, du lieber Augustin, alles ist hin. Damit aber bin ich erschöpft. Ich bin ausgeplündert bis auf den letzten Vers. Bosa hat mir heute den Rest meines Citaten-Besitzes abgepumpt. Ich kann nicht mehr. Wie sollen wir nun weiter bestehen?

Meine Herren! Raschvoll und besonnen, aber doch entschieden und mit aller Energie erkläre ich: Obwohl wir bereits neun Tage lang öffentlich die Ueberzeugung von der Unübertrefflichkeit des Zolltarifs vertreten haben, meine ich, können wir die Ueberzeugung noch immer beibehalten: Sie ist ja noch so gut wie neu! Diese Zollvorlage schädigt nicht nur Landwirtschaft und Industrie, sie fördert nicht nur Handel und Wandel, sie vertritt nicht nur die Interessen der Arbeiter, sie findet nicht nur die mittlere Linie zwischen dem gesunden nationalen Egoismus und der berechtigten Rücksicht auf die Bedürfnisse des Auslandes — nein, sie ist vor allem geeignet, Kunst und Litteratur zu fördern und eine unendliche Fülle von literarischer Bildung im Volke zu verbreiten. Meine Herren! Ich versichere mit aller gebotenen Rücksicht und doch zugleich mit der schuldigen Deutlichkeit: Erst mit der Beratung dieses Zolltarifs wird das deutsche Volk wahrhaft ein Volk der Dichter und Denker. Eine kleine Rechnung wird Ihnen das zeigen. Der Zolltarif hat neunhundert Positionen. Ich setze voraus, daß im Durchschnitt nur zehn Kollegen vom Bundesratsstisch zu jeder Position das Wort ergreifen werden, und daß jede Rede höchstens zwei Dichtervorteile enthalten wird — so ergäbe das bloß für die zweite Lesung einen Verbrauch von rund 18 000 Citaten. Nehmen wir noch die Kommissionsberatung und die dritte Lesung hinzu, so kommen wir, beiseiden gerechnet, auf einen Bedarf von 25 000 gereimten und ungerimten Sentenzen. Meine Herren! Ermessen Sie, was das bedeutet? Die ganze Weltlitteratur wird damit Gemeingut des gesamten Volkes. Ich habe bereits meines Schwiegermutter Auftrag gegeben, das Material zu beschaffen. Wir werden dann die geflügelten Worte unter uns verteilen, aber ich bitte Sie, lieber Poddieleski, verwechseln Sie die Verse nicht und sagen Sie ja nicht: „Lösen Sie mir dieses Rätsel der Natur, Spiegelberg!“

Poddieleski: Aber wovor hält Ihr mir? Seh' id aus wie'n Stiu? Aber, wenn id bitten darf, jebt mir 'n bißgen Verlusche Poesie, sowas wie „In der Braumenstraße is 'n Ding passiert“. Damit mache id Effelt, sag' id Euch.

Bülow: Soll geschehen. Aber brüllen Sie nicht wieder so, wie das letztemal. Warum haben Sie eigentlich so geschrien, lieber Poddieleski?

Poddieleski: Müßte die Kerle doch einflüßtern. Gätten mich sonst froh festagt, was id an dem Zolltarif verdiene. Bin doch (schmunzelnd) auch so'n notleidender Bauer. Habe ihnen aber mächtig imponiert. Sorte war jaug veraltet. Wagte nicht zu müßsen.

Der Lange Rödel: In dieser Schwebewerhältnißkeit der Beränglichtheits besundete ich mich auch während der ganzen Diskussion. Ich erwartete jede Augenblicklich die Befragung, was ich denn am Lederzoll profitierte. Wir haben ja grade auf die Lederarbeit einen Zoll gelegt, die ich in meiner Hauptberuflichkeit zu

fabrikatigen die Ehrigkeit habe. Aber, gottlob, diese Kelchheit gong an mir vorüberbar.

**Rheinbaben:** Hätte die Gesellschaft diese Freiheit besessen, derartige Fragen zu stellen, so hätte ich sie — parole d'honneur — mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Aus meinen Düsseldorfser Erfahrungen weiß ich, daß alles, was unsre Feinde reden, einfach Schwindel ist. Dafür verbürge ich mich. Wir haben schneidig unsren Standpunkt zu vertreten, mit Gott, für König und Vaterland, und der rote Drachen wird an dem Fels des monarchischen Gefühls elend zerbrechen. Ehrenwort!

**Posadowsky (klagen):** Aber, unsre Freunde und Gönner, die Agrarier, wollen ja noch mehr haben. —

**Wülow (geistreich):** Scylla und Charibdis!

**Posadowsky:** Sehr richtig, aber das ist ein ungemittelter Zustand. Sollen wir dem Bund noch Konzessionen machen?

**Wülow (energisch):** Meine Herren! Ob wir das nun thun oder ob wir es nicht thun, die Hauptsache ist der Ausgleich. Wir müssen unsre Pflicht und Schuldigkeit thun, wir müssen nationalen Egoismus haben, und die Stimme des Auslandes muß halt machen an der Schwelle meiner Speisekammer, wie mein großer, aber nicht einwandfreier Vorgänger Fürst Bismarck bei einer ähnlichen Gelegenheit einmal gesagt hat. Das ist meine offene und ehrliche Meinung!

**Der lange Möller:** Wir ganz aus der Eckweis gesprochen.

**Rheinbaben:** In einer Hinsicht könnten wir aber doch unsren Trägern des Nähr- und Wehrstandes entgegenkommen. Nach dem Zolltarif sind die Esel zollfrei. Meine Herren! Es gilt, den nationalen Esel gegen die Konkurrenz des Auslandes zu schützen. Das ist Heimatspolitik!

**Posadowsky:** Sollte unsre nationale Landwirtschaft in dieser Hinsicht nicht leistungsfähig genug sein, um des Schutzes entbehren zu können? Ich wenigstens kann nicht finden, daß die nationale Produktion an Eseln leidet.

**Thielmann:** Machen wir lieber eine inländische Verbrauchs- und Verkehrssteuer auf Esel. Das bringt Geld, und ich brauche es notwendig. Seitdem ich an Gedächtnisschwäche erkrankt bin, erinnere ich mich überhaupt nicht mehr, daß jemals Geld in meiner Kasse gewesen ist.

**Rheinbaben:** Auch bei mir ist's klamm. Die Esel können in der That auch nicht helfen. Ich ziehe also meinen Antrag zurück. Im übrigen habe ich noch eine ernstliche Beschwerde. Ich habe mir neulich das Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches gekauft. Meine Herren! Ich protestiere gegen dieses durch die Autorität des Reiches gesicherte Nachwerk. Alle seine Zahlen sind durchaus untauglich. Sie beweisen immer das Gegenteil von dem, was ich zu begründen habe. Das erschwert in bedauerlicher Weise unsre Agitation. Wir brauchen eine zeitgemäße ungestaltete Statistik und ich kann verlangen, daß der nächste Jahrgang vor der Veröffentlichung erst vom Bund der Landwirte revidiert wird. Das kann unbedingt nicht so weiter gehen. Die Not der Landwirtschaft —

**Thielmann (narrisch):** Die Eselne haben vielleicht alles versoffen!

**Podbielski (lacht):** Komoser Wit.

**Rheinbaben:** Ich protestiere ernstlich gegen eine solche Verhöhnung unsrer Politik. Der Zwischenruf des Kollegen Thielmann war durchaus ungebührig. Unser Zolltarif ist eine ernste, eine heilige, eine patriotische That —

**Thielmann (höhnisch):** Seit wann? Ich für meine Person esse —

**Wülow:** Aber, lieber Thielmann, regen Sie sich nicht auf. In diesen heiligen Hallen kennt man den Kerger nicht.

**Thielmann:** Ja freilich. Ihr habt nichts zu opfern. Aber ich, ich kann noch ein Opfer des Intellekts bringen. Ich habe noch etwas zu verlieren. Ich mache nicht mehr mit, der Lustigmacht mich krank. . .

**Posadowsky:** Ruhig, ruhig! Sie werden sich auch noch daran gewöhnen. Man lernt heutzutage alles.

**Podbielski (gutmütig):** Wissen Sie, Thielmannchen, wenn Ihnen der Postkam nicht mehr paßt, falkeln Sie doch um, werden Sie Kriegsminister; Soßler tanzt jern mit Ihnen. Ich sehe auch schon mit die Idee schwanger, in 'n Kullus zu kommen.

**Der lange Möller (schwärmerisch):** Ah, wenn ich den Kullus kriegen gekonntet! Das ist etwas für die Bildungslosigkeit, dann würde ich die deutsche Sprachheit reinigungigen!

**Thielmann (aufgeregt):** Ich hab's satt. Und wißt Ihr, was ich thue, wenn die erste Kommissions-sitzung stattfindet?

**Die andern (ge-spannt):** Nun?

**Thielmann:** Ich erkläre mich gegen den Zolltarif.  
**Rheinbaben (wütend):** Sie sind, Sie sind ein — Schwarzbein, mein Lieber!

**Podbielski (schmmezelnd):** Versüßter Schwärmerdöner!

**Wülow (steckt streng und würdig beide Hände in die Hosentaschen, mit pathetisch beschwörendem Grübeln):** Das werden Sie nicht thun, Thielmann, wir sind eine einzige Regierung. Und so lange ich auf diesem Posten stehe, haben wir in jedem Augenblick immer nur eine unerschütterliche Ueberzeugung zu haben. — Aber wozu regen wir uns auf! Blicken wir vertrauensvoll, aber kritisch in die Zukunft. . . Uebrigens, meine Herren, kennen Sie schon meinen sprechenden Spag? Er ist ein Hausgatte, und auf einem Siebelbad gefangen. Sechs Wochen habe ihn erst in der Lehre, und schon lernt er den ganzen Goethe auswendig. Warten Sie, ich werde ihn holen. . . (Verschwindet, kehrt nach einigen Minuten mit „Hänschen“ auf dem Zeigefinger der rechten Hand wieder). Nun, Hänschen, sag' mal den „Fausl“ her.

„Hänschen, sag' mal den „Fausl“ her.“

**Hänschen:** Habe — nun ach — Philosophie —

**Alle:** Bravo, bravo!

**Wülow:** Weiter, Hänschen!

**Hänschen:** Habe — habe — habe (stodt, sinnt nach, schreit plötzlich): „Minimaltarif ist Unsinn. Wülow ist derselben Meinung — Marschall kommt, Marschall kommt!“

**Alle (erschrockt aufspringend, umringen Herrn v. Thielmann, der allein ruhig auf seinem Stuhl geblieben ist, und rufen gleichzeitig):** Verehrter Kollege v. Thielmann, welche Ansicht äußerten Sie doch vorhin? —

J. o. c.

### Kleines Heuilleton.

**a. Die erste amerikanische Feuerwehr.** Die ersten planmäßigen Vorkehrungen gegen Feuergefahr hat in Amerika die Hauptstadt von Pennsylvania, Philadelphia, besessen. Auf diesem, wie auf so manchem andern Gebiet hat der Erfinder des Blitzableiters, Benjamin Franklin, bahnbrechend gewirkt. Im Jahre 1737 las er im Juno-Klub von Philadelphia, den er begründet hatte, einen nachher veröffentlichten Aufsatz vor über die Ursachen von Feuerbrünsten und Maßnahmen dagegen. Daraus erwuchs der Plan, eine Gesellschaft zu bilden zum Zweck des Feuerlöschens und des Vergens von Gegenständen in Feuergefahr. Zu der Gründung fanden sich zunächst 30 Teilnehmer zusammen, die sich verpflichteten, eine Anzahl lederner Eimer, sowie starke Rörbe und Taschen zum Fortschaffen von Sachen ständig in Ordnung und gebrauchsfähig zu halten und bei jedem Brande zur Stelle zu schaffen. Monatlich einmal sollte die „Union Fire Company“ (Union-Feuergesellschaft) tagen, um die Fragen des Feuerlöschens zu beraten. Die Geldstrafen, die auf Ausbleiben bei diesen Abenden gesetzt waren, wurden zum Ankauf von Feuerpistolen, Leitern und andern Geräten verwendet. Das nützliche Wirken der Gesellschaft, die rasch an Mitgliedern gewann, war augenfällig und führte zwar noch nicht zu städtischen Einrichtungen gegen Feuergefahr, wohl aber dazu, daß sich allmählich im Verlauf des nächsten halben Jahrhunderts fast die ganze Einwohnerchaft von Philadelphia in einer Anzahl entsprechender Feuer-gesellschaften organisierte. Mitte der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts rühmte Franklin deren Wirken folgendermaßen: „Ich bezweifle, daß es eine Stadt in der Welt giebt, die besser mit Mitteln versehen ist, beginnenden Feuerbrünsten Einhalt zu gebieten; und in der That hat seit diesen Einrichtungen die Stadt durch Feuer niemals mehr als 1 oder 2 Häuser auf einmal verloren, und die Plammen sind oft gelöscht worden, bevor das von ihnen ergriffene Haus auch nur halb verzehrt war.“ Für die städtischen Feuerwehren der Gegenwart wäre ein solches Lob, wie es hier ihren primitiven, privaten Vorläufern gezollt wird, freilich ein sehr zweifelhafter Ruhm. —

**— Gartenkresse als Salatpflanze im Winter.** Durch unsre Gartenkresse kann man sich im Winter, wo grüne Salate rar sind, leicht einen schmackhaften Salat schaffen, und sei es auch nur, um sie als erfrischende, pikante Beigabe zu Kartoffelsalat zu benutzen. Die Anzucht kann in geheizten Zimmern oder sonstigen warmen Räumen stattfinden. Nassam ist es aber, die Gartenkresse nur in leichten flachen Holzkästen, flachen Töpfen, in Unterlegern oder auch Tellern zu ziehen. Hohe Gefäße mit vieler Erde haben bei der Kressezucht eigentlich gar keinen rechten Zweck, indem die Vegetationszeit eine sehr kurze ist, denn sie wird ganz jung abgeerntet, die Gefäße werden wieder mit frischer Erde gefüllt und gleich wieder von neuem besät. Die Erde soll vor allem leicht und nahrhaft sein, in schwerer Erde wächst die Kresse zu langsam. Komposterde, zur Hälfte mit Sand vermischt, ist die zweckmäßigste Erdrückung, im übrigen ist aber die Gartenkresse mit jeder Erdat zufrieden. — (Reichus\*)

### Kunsthandwerk.

**— Die Technik der vorderasiatischen Knüpfsteppiche** erläutert Wilhelm Vode in einem kürzlich bei Hermann Seemann Nachf. (Leipzig) erschienenen Werke „Vorderasiatische Knüpfsteppiche“. Die Knüpfung geschieht überall, wo sie im Orient noch im Gebrauch ist, im wesentlichen auf eine und dieselbe Weise, was schon durch die Einfachheit des dabei zu beobachtenden Handgriffes bedingt ist. Man ergreift zwei nebeneinander hängende Kettfäden, legt einen kurzen Fadenabschnitt (in der Regel aus Wolle) von etwa 5 Centimeter Länge quer darüber und zieht die beiden Enden des Fadenabschnittes erst hinter die Kettfäden und sodann zwischen diesen beiden hindurch wieder an die Oberfläche. Die beiden Enden des Fadenabschnittes ragen somit als ein Doppelnägel in die Höhe, der durch einfache Umschlingung der zwei Kettfäden an diese letzteren festgebunden ist. Hierauf ergreift man das nächste Paar von Kettfäden und wiederholt denselben Prozeß, und sofort durch die ganze Breite einer Kette hindurch.

Hat man auf solche Weise eine Reihe von Nägeln eingeknüpft, so erscheint es notwendig, die Kettfäden, von denen nur je zwei benachbarte vermöge der Umschlingung durch einen gemeinsamen Nägel oder Fadenabschnitt zusammenhängen, mittels eines nach der Art der Leinwandbindung durchlaufenden (in der Regel doppelten) Schusses zu einem festgeschlossenen Gewebe zusammenzufassen. Der eingetragene Schuß wird hierauf an die vorhin eingeknüpften Nägel von Fadennägeln fest angepreßt und auf diese Weise sowohl ein

widerstandsfähiges Gefüge erzielt, als auch der Vöderrung der Einzelknüpfungen entgegengekirrt.

Zur Erleichterung der Arbeit wird den zur Knüpfung bestimmten Fadenabschnitten eine solche Länge gegeben, daß deren Einschlingung in die Kettenfäden bequem vor sich gehen kann. Es erhöht sich aber sowohl der praktische, als auch der künstlerische Wert eines geknüpften Teppichs, wenn sein Bliß nicht so wie beim eigentlichen Bliß ziemlich lang gelassen, sondern so wie beim Sammet, mit der Schere ganz kurz geschoren wird, so daß die Fadendenen nur ganz wenig über die Grundfläche, d. h. die Fadenkreuzungen von Kette und Schuß emporspringen. Ein festes Zusammenpressen der Arbeit mittels des Stammes erscheint in diesem Falle um so notwendiger, als bei einem schüttereren Gefüge nicht bloß die Schußfäden zwischen den Wischelreihen zu Tage treten, sondern auch die kurzen Knüpfbüschel sich herauslockern würden. —

### Kulturgeschichtliches.

— Seit wann kennt man in Deutschland Glasfenster? O. Stiehl, Privatdocent an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, kommt in einem Aufsätze „Die Anfänge des deutschen Wohnhausbaues“ („Die Umschau“ Nr. 51, V. Jahrg.) auch auf die Anlage und die Geschichte der Fenster zu sprechen: Durch die Anlage des oberen Geschosses wird es nötig, für das untere Geschöß feiltliche Lichtöffnungen anzulegen, der Name dafür, das Fenster, wird gebildet nach lateinisch fenestra (weibl.) und das Augenthor. Die Verglasung dieser Fenster ist zunächst überaus selten, wie überhaupt die Nachrichten über einzelne mit reichen Glasmalereien versehene Kirchen uns nicht verleiten dürfen, solchen Abschluß allgemein vorauszusetzen. Die entgegenstehenden Nachrichten sind sehr häufig. So ist zur Zeit der Merovinger selbst in der Kirche von St. Martin zu Tours nur der Altarraum mit Glasfenstern versehen. Noch im 7. Jahrhundert führt der Abt Benedict von Birenmuth zum ersten Male Glasmacher nach England ein. Es werden aber von ihnen nur die Fenster der Kirche, der Portiken und Speisesäle mit Glas versehen. Noch im Anfang des 11. Jahrhunderts wird uns berichtet, daß Markgraf Eadhard in der Pfalz Palitli in seinem Schlafgemach die Fenster nicht mit Glas, sondern mit hölzernen Läden verwahrt hat. Sonst sollten nach den Schilderungen der Dichter die Fenster in den Burgen des 11. und 12. Jahrhunderts nicht selten mit Verglasung versehen gewesen sein. Auffallend ist aber, daß die uns erhaltenen Wohnhäuser romanischer Zeit wie auch die reichen Palastbauten des 12. Jahrhunderts solche Verglasung nicht kennen. Wir möchten daher in diesen Schilderungen eine verallgemeinernde Uebersetzung ausländischen, südlichen Gebrauchs vermuthen. Im 13. Jahrhundert erst führt sich die Verglasung in den Städten und auch in süddeutschen Dörfern allmählich ein, sie wird aber bis zum 16. Jahrhundert als Brunkfacke immer besonders erwähnt, ein Zeichen, daß sie nicht allgemein üblich war. Für diese Einführung haben wir die näheren Daten, daß im Jahre 1296 in Bremen der erste „Fenstermacher“ genannt wird, desgleichen eben dort im Jahre 1299 zwei „Glasmacher“ und in Hamburg im Jahre 1289 ausdrücklich der erste Glasmacher „vitrearins Nisewite“. Auch aus dem 14. Jahrhundert geben uns alte Stadtrechnungen von Basel, Bern und Hildesheim, also aus den verschiedensten Gegenden den Nachweis, daß man selbst in öffentlichen Gebäuden die Fenster nicht mit Glas, sondern mit seiner Leinwand schloß. Im 15. Jahrhundert werden ferner in Breslau neben Glasfenstern solche von Papier, Pergament und von Tierblasen angeführt. Noch im Jahre 1501 bemerkt die Vernische Glaserordnung, daß niemand mehr mit stoffenen Fenstern und mit kleinen Mantenscheiben zufrieden sei, woraus wir schließen müssen, daß diese noch kurz vorher im Gebrauch gewesen sind. Aus diesem langsamen Durchdringen der Fensterverglasung und dem völligen Fehlen von Verlegstücken aus romanischer Zeit können wir sicher den Schluß ziehen, daß in den Anfängen unres Wohnhausbaues die Fenster nicht oder nur in den seltensten Ausnahmefällen mit Glas geschlossen wurden. Statt dessen begnügte man sich mit hölzernen Läden, die zur notdürftigsten Lichtzufuhr mit kleinen Ausschnitten versehen waren. —

### Aus dem Tierleben.

— Der Forstmeister Vater teilt in der „Deutschen Jäger-Zeitung“ nachstehenden interessanten Vorfalle mit: Meine Tochter hatte zwei Kitzböckchen eingefangen und mit der größten Sorgfalt aufgezogen. Sie wurden schließlich so vertraut, daß sie während des Essens am Tisch herunstanden und hier und da einen Bissen, wobei sie besonders Kartoffeln und Brot bevorzugten, in Empfang nahmen. Schon hierbei behandelte sich der Charakter beider Böcke in auffallender Weise. Während der eine bescheiden wartete, bis er etwas bekam, zeigte der andre eine große Ungeduld und sprang dem ersten besten der Tischgenossen mit den Vorderläufen auf den Schoß, um seinen Anteil am Mittagessen zu erzwingen. Jener war gutmütig und fromm, ließ sich streicheln und legte gern den Kopf in den Arm meiner Tochter. Er erhielt den Namen „Nante“, der andre den Namen „Zfidor“. Beide besaßen eine ausgesprochene Vorliebe für Schokolade, durch die man alles bei ihnen erreichen konnte. So wuchien die beiden Böcke heran, bis sie im nächsten Frühjahr Spieße auflegten und anfangen, gefährlich zu werden, wovon meine Tochter und ihre Erzieherin ein Liedchen singen konnten. Durch meinen Nachspruch erfolgte die Verweisung der Böcke in den Wald. Dort gefiel es ihnen

so sehr, daß sie anfänglich zwar täglich, nach und nach aber nur selten zur Oberförsterei zurückkehrten, hier irgend einen Lederbissen in Empfang zu nehmen und dann in der Dichtung verschwanden. So war der Sommer herangekommen. Die Böcke waren schon monatelang ausgeblieben, als ich eines Mittags, wo ich auf meinem Hofe stand, „Zfidor“ durch das Thor hereinpazieren sah. Er kam direkt auf mich zu, ließ sich streicheln und zeigte eine bei ihm ungewohnte Zärtlichkeit. Ich glaubte zunächst an eine Verwundung, konnte aber nichts daran entdecken. Ihn näher betrachtend, bemerkte ich, daß eine Verdauungsstörung vorlag. Der Grund seines unerwarteten Besuches war mir jetzt klar, er suchte bei mir Hilfe. Bei den Haustieren pflegte ich in einem solchen Falle eine Abkochung von Petersilienwurzeln zu verabreichen, und warum soll diese nicht auch beim Wilde wirken? Gesagt, gethan. Der Trank wurde hergestellt, dem Bock beigebracht, und nach Verlauf einer ganz kurzen Zeit hatten wir die Freude, eine sehr ausgiebige Wirkung dieses Mittels beobachten zu können. „Zfidor“ zog wieder zu Holze. Am andern Tage meldete man mir, „Zfidor“ sei wieder da. Er zeigt dieselben Symptome, bekam wieder die Medizin und erfreute sich bald derselben wohlthuenden Wirkung wie gestern. Darauf richtete er seine Schritte wieder dem Walde zu und — ließ sich nicht mehr sehen. Wir hatten ihn aber noch öfter aufgesucht und konstatiert, daß er sich der tadellosesten Gesundheit erfreute. Unfre Freude darüber war eben so groß als unser erfolgloses Bemühen, festzustellen, ob die Tiere nur Instinkt oder Verstand besitzen. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

— Die Stärke, ihre Entstehung und Verwendung machte Dr. Janson kürzlich im „Verein zur Förderung des naturhistorischen Museums“ zu Köln zum Gegenstand interessanter Ausführungen. Die „Köln. Volksztg.“ berichtet über den Vortrag: Die aus den Pflanzen gewonnene Stärke bildet für die ganze Tierwelt das wichtigste Nahrungsmittel. Analysiert man die Kartoffelstärke durch Erhitzung, so erhält man neben Wasser, das in einer Menge von 10 bis 20 Proz. vorhanden ist, ein brennbares, aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehendes Gas; die Stärke gehört deshalb zu den Kohlenhydraten. Sie ist in kaltem Wasser nicht löslich, aber in solchem von 50–60 Grad. Es bildet sich bei einer solchen Erwärmung der sog. Kleister. Bringt man diesen in Wasser und giebt Jodtinktur dazu, so entsteht eine schöne, aber unbeständige blaue Farbe, bei Analysen das Kennzeichen des Vorhandenseins von Stärke. Wird die Stärke bis auf 200 Grad erhitzt, so erhält man das in Wasser lösliche Dextrin, eine Klebersubstanz, die für das teurere Gummiarabikum einen Ersatz bildet. Die gelben Flecken, die sich bei gestärkten Stoffen unter dem Mikroskop bilden, rühren daher, daß sich bei der größeren Hitze statt der Stärke Dextrin gebildet hat; da dieses aber in Wasser löslich ist, so verursachen sie keinen Schaden. Die dritte Fähigkeit des Stärkemehls besteht in der Eigenschaft, sich in Traubenzucker umzuwandeln. Erhitzene Kartoffeln werden süß, was von dieser Veränderung des Stärkemehls herrührt. Der Traubenzucker reduciert unter Einwirkung von Hitze eine alkalische Kupferlösung zu Kupferoxydul und erzeugt eine schöne rote Farbe, worauf seine Anwendung zur Feststellung von Traubenzucker durch die medizinische Wissenschaft in den menschlichen Geweben beruht sowie auch seine Verwendung in der Zuckerfabrikation. Der aus der Stärke durch Einwirkung von Salzsäure künstlich gewonnene sirupartige Traubenzucker wird in der Doubonfabrikation verwendet. Redner zeigt die Formen der Stärkelöcher in den Pflanzen durch den Projektionsapparat, sowie das sonderbare Schattencruz, das der Stärkelörper im polarisierten Lichte anzeigt. Das erste Produkt der pflanzlichen Assimilation, das sich in den Chlorophyllkörnern bildet, ist Stärke. Sie wandert in dem Pflanzenkörper dahin, wo sie gebraucht wird, und bildet Blätter, Äste und Rinde. Die Pflanze verwandelt die Stärke mit Hilfe des Ferments Diastase in Traubenzucker; die Diastase, deren Wesen noch unbekannt ist, zerfrischt die Stärke, welche Eigenschaft in der Spiritusindustrie und der Bierbrauerei Anwendung findet. Gefeenteime, die sich in der Luft finden, haben die Eigenschaft, Traubenzucker in Alkoholgärung zu bringen. In der Stärkefabrikation wird die Stärke aus den Kartoffeln gewonnen, die durch Maschinen zerkleinert und deren Stärkelöcher dann durch Wasserfluß gewonnen werden. Der Kleber, der in der Peripherie der Kartoffel sich befindet, macht das Stärkemehl zu einer klebrigen Masse. Damit diese aber als Nahrungsmittel dienen kann, ist noch eine Veränderung nötig, und diese geschieht durch das Baden, dessen chemische Wirkungen der Redner zum Schluß noch erklärt. —

### Humoristisches.

— Drahtische Hilfe. Richter (im Mansproch): „... Die andren Raufenden haben sich nur mit den Fäusten bearbeitet — Sie waren der einzige, der sich eines schweren Stuhles zum D'reinschlagen bedient hat!“

Angellagter: „Jawohl — ich hab' halt Frieden gestiftet, Herr Richter!“

— Zu vorkommen. „Aber, Paula, Du siehst so betrübt aus und bist doch kaum vier Wochen verheiratet!“

„Ach, Emmy — diese Enttäuschung! Ich hatte meinen Mann bestirmt, mir einen neuen Hut zu kaufen, und wollte mich eben anschauen, ohnmächtig zu werden, da denk' Dir nur! — fällt er in Ohnmacht!“ —